Heimat

Autor(en): **Schmid, August**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **1 (1921-1922)**

Heft 3

PDF erstellt am: **11.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-153997

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Heimat.

Von

August Schmid = Flawil.

Je länger und eingehender ich über manche unangenehmen Erscheinungen im geistigen Leben unseres Schweizervolks nachdenke, desto deutlicher wird es mir, daß die Grundursache dieser Dinge in einem ausgesprochenen Mangel an Heimatgefühl liege. Diese Ansicht mag manchem sonderbar vorkommen. In wie vielen Liedern wird doch die Schönheit unserer Heimat gepriesen; ja das Schweizer-Heimweh ist geradezu sprichwörtlich geworden.

Dazu ist zweierlei zu bemerken: Unser Schweizer-Heimweh ist nicht im 20. Jahrhundert bekannt geworden, sondern in merklich früherer Zeit. Es ist eine nicht selten vorkommende Erscheinung, daß Völker in verhältnismäßig kurzer Zeit starke Wandlungen durchmachen, ja, daß bei ihnen eine Eigenschaft in ihr Gegenteil umschlage. So waren z. B. früher sowohl die Schweiz als Schweden sehr kriegerisch gesinnt; jetzt aber sind sie wohl die am wenigsten kriegslustigen Staaten Europas. Wie es so oft geht, bleiben die Worte und Redensarten gerne noch bestehen, wenn auch der sachliche Grund verschwunden ist, und so sind unsere Heimwehlieder noch ebenso im Schwange wie unsere Heldenlieder.

Nun aber das andere. Der Begriff der Heimat ist ein vielgestaltiges Ding. Es ist wohl möglich, daß jemand Sinn habe für einen einzelnen Bestandteil der Gesamtheimat, daß er aber allem andern vollkommen verständnislos gegenüberstehe. Man versteht unter Heimat oft nur ein bestimmtes, abgegrenztes Gelände, vielleicht im Umkreis einer Wegstunde vom Wohnorte aus. Manche Leute, die in die Fremde kommen, mögen nun Sehnsucht empfinden nach dem Orte, wo sie früher gelebt, nach den Menschen, mit denen sie verkehrt haben. Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß man manche Dinge erst dann schätzt, wenn man sie verloren hat. Wenn sich nun jemand in der Fremde nach der Heimat sehnt, so ist damit nicht gesagt, daß er diese Heimat wirklich geschätzt, ihre Schönheit und ihren Wert empfunden habe, als er noch zu Hause war. Das Heimweh ist oft nur das Mißbehagen darüber, aus dem gewohnten Lebensgeleise herausgeworfen zu sein. Es ist manchmal nur eine gewisse „Wehleidigkeit" und im allgemeinen gar kein Maßstab für die Größe des Heimatsinns überhaupt.

Die Auffassung, welche unter Heimat ein bestimmtes Gelände in einem gewissen Umkreise des Wohnorts versteht, ist einseitig und mangelhaft. Heimat (soweit man sie überhaupt räumlich auffaßt) ist ein Landgebiet, zu dem wir in einem nähern Gemütsverhältnis stehen. Ein geistig vollkommen stumpfer Mensch hat überhaupt keine Heimat, und ein Mensch, dessen Gemüt später verödet, wird heimatlos, ist in der Fremde, auch wenn er sich keinen Schritt von seinem alten Wohnorte entfernt.

Unser Gemüt kann durch mancherlei Fäden mit einem bestimmten Landgebiete verbunden sein, und daraus ergeben sich die verschiedenen Abstufungen

des Heimatgefühls. Der gesamte Heimatsinn umfaßt das Gelände als solches, die Hügel und Täler, die Wege und Bäche im Wechsel der Jahreszeiten, das Pflanzen- und Tierleben und die menschlichen Verhältnisse, sowohl die rein persönlichen Beziehungen zu einzelnen Menschen, als das Verwachsensein mit den Gebräuchen und Gewohnheiten der örtlichen Bevölkerung, ihrer Arbeit, ihren Vergnügungen und Spielen, ihren Gedanken, Bestrebungen und Träumen. Die Gesamtheit aller dieser Dinge erst stellt die ganze Heimat dar. Wirklich volles, ganzes Heimatgefühl besteht nur da, wo die rein menschlichen Verhältnisse und die Landschaft im engern Sinn sich durchdringen und zu einer Einheit verwachsen.

Jeder, der jemals eine Landschaft aufmerksam und liebevoll betrachtet hat, wird bemerkt haben, wie verschieden, je nach den Verhältnissen, alles auf uns wirken kann, welchen Einfluß z. B. das Wetter, die Tages- und Jahreszeit ausübt. Wie groß ist auch der Unterschied zwischen Werktag und Sonntag! Ungemein schön hat J. P. Hebel den sonntäglichen Duft dargestellt, der über einem Bauerndörfchen liegt. Unsere eigene sonntägliche Stimmung und die Landschaft wachsen zu einer Einheit zusammen. Wir nehmen überhaupt nicht ein rein gegenständliches Bild einer bestimmten Landschaft in uns auf, sondern stets durchdringen sich das äußere Bild und unsere Stimmung, unser Gemüt zu einem Gesamtwesen.

Ich schaue einen Wald oder sonst eine stille Landschaft gewissermaßen nicht nur mit meinen eigenen Augen an. Aus dem Rauschen in den Bäumen höre ich die Stimme eines Eichendorff oder Justinus Kerner, die Töne Webers, Mendelssohns oder Silchers. Ich sehe im Waldesdunkel den Hochzeitszug Richters oder die wunderlich ernsten Gestalten Schwinds. Aber Eichendorff und Kerner, Weber, Mendelssohn und Silcher, Richter und Schwind sprechen nur deshalb zu mir, weil sie in meisterhafter Weise auszudrücken verstehen, was seit Jahrhunderten das Gemüt unseres Volkes bewegt hat. Es spricht aus ihnen die Stimme meiner geistigen Heimat.

Ludwig Richter, vielleicht der gemütsinnigste deutsche Maler, kehrte im Sommer 1826 nach dreijährigem Aufenthalt in Rom in seine Heimat, nach Dresden, zurück. Er nahm dabei den Weg über den Simplon. In seinen „Lebenserinnerungen" schreibt er darüber: „Als ich anderen Tags auf der Simplonstraße die Grenzhöhe erreicht hatte, jubelte ich laut auf; es war ja vaterländischer Boden, den ich betrat, trotz aller politischen Ab- und Einschnitte". — Für Ludwig Richter begann die Heimat schon auf dem Simplon, weil er nun in ein Land mit deutscher Sprache, mit deutschem Volksleben kam. Dabei war er alles andere als ein voreingenommener Fremdenhasser, der kein Verständnis für fremdes Wesen gehabt hätte. Gerade seine „Lebenserinnerungen" zeigen, wie liebevoll er auf das italienische Volksleben eingegangen ist.

Nach dem neumodischen Sprachgebrauch würde man den Sachsen Ludwig Richter, der sich schon im Oberwallis in der Heimat fühlte, als Alldeutschen brandmarken, der durch seine Worte die Schweizer beleidige. Es gehört wirklich zu den betrübendsten Erscheinungen der neuen Zeit, daß man so weit gekommen ist, es für etwas Sträfliches zu halten, wenn jemand sich den Zusammenhang mit den Wurzeln seines Gemütslebens gewahrt hat und

nicht einzig im Streben nach materiellem Erwerb oder im bloßen Parteigezänk über äußere Formen des Staates aufgeht.

Unser geistiges Leben ist bis in die neueste Zeit durchaus deutschen Gepräges gewesen. Eigen waren uns im Vergleich zu andern deutschen Gebieten nur die besondern äußern Formen, die übrigens oft in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen beträchtliche Wandlungen durchgemacht haben. In neuester Zeit macht sich immer mehr das Bestreben bemerkbar, die äußere Form für das Ganze, das Wesentliche zu halten. Es ist die nämliche Erscheinung, die man schon so oft an den Religionen bemerken konnte. Die Sache artet in ein äußerliches Formenwesen aus; der Geist, der Gemüts- und Gesinnungsgehalt entflieht und wird geradezu verfehmt. Da nun die Großzahl gerade der tonangebenden Bürger bei uns das tiefere Heimatgefühl verloren hat, oder da es wenigstens durch einen Haufen verführerischer, gleißender Redensarten verschüttet ist, muß man sich auch nicht darüber verwundern, daß in den Kämpfen, die um die äußere Schale des geistigen und staatlichen Lebens geführt werden, so wenig Mut und gerade Gesinnung hervortritt. Das Bemühen, ein neues schweizerisches Volkstum auf die Schalen und äußeren Formen unseres staatlichen Lebens aufzubauen, mag bei manchen Leuten einer guten, ehrlichen Absicht entsprungen sein, aber die tieferen Wurzeln des geistigen Lebens lassen sich nicht ungestraft abschneiden.

Wenn eine große Anzahl von Leuten den Zusammenhang mit den geistigen Wurzeln der Heimat verliert, so bedeutet dies nicht nur eine innere Verödung dieser Menschen selber, sondern es ist auch ein Verlust für die andern, die sich den Heimatsinn gewahrt haben. Ich möchte hier nocheinmal an meinen Vergleich mit dem sonntäglichen Geiste einer Landschaft erinnern. Dieser sonntägliche Duft schwebt nur dann über einem Lande, wenn die ganze Bevölkerung Feiertag hat. Wenn ich für mich an einem Werktage Ferien mache, so ist der Eindruck bei weitem nicht der nämliche. Wenn nun die Bevölkerung eines Gebietes den Heimatsinn verloren hat, nur noch im materiellen Erwerb aufgeht, ihr geistiges Leben allerhöchstens im Parteigezänk erschöpft und sich in eitler Nachäfferei fremden und städtischen Wesens gefällt, so ist dieses Gebiet nur noch halb meine Heimat, auch wenn ich dort geboren bin; denn nicht die Hügel und Täler, die Bäume und Sträucher allein machen die Heimat, sondern erst recht der Geist des Volkes, der über der Landschaft schwebt.

Allem schönen Gerede vom schweizerischen Heimatsinn zum Trotz muß ich sagen, daß ein Mangel an tieferem Heimatgefühl ein hervortretendes Kennzeichen unseres Geschlechtes sei. Es ist ein Verhängnis für unser Volk und Land, daß so viele, die sich als Führer berufen fühlen, etwas Verdienstliches zu leisten glauben, wenn sie das tiefere Gefühl des Volkes abtöten. Solange die Dinge so stehen, ist keine Hoffnung vorhanden, daß wir je einer besseren Zeit entgegengehen.